

ein starkes Interesse, in dem der spekulative Hochidealismus mit den Anforderungen einer neuen Zeit zusammenstößt und sich auflöst. Wurde in diesem Prozeß lange Zeit nur der Linkshegelianismus beachtet, so tritt seit einem Jahrzehnt vor allem Kierkegaard in den Vordergrund, und auch der „spekulative Theismus“ findet heute steigende Beachtung. Um nur das Wichtigste zu nennen: Tillich knüpfte mit seinen Gedanken mannigfach an den späteren Schelling an; Leese weckte unter dem (einseitig verengten) Begriff des „Spätidealismus“ den jüngeren Fichte und vor allem Chr. Hm. Weisse zu neuem Leben (Philosophie und Theologie im Spätidealismus, 1929). Auch die vorliegende Schrift faßt diese beiden Führer der Gruppe zusammen. Es ist ein guter Griff, daß sie es unter dem Gesichtspunkt der Persönlichkeit tut. Denn dieser Begriff kennzeichnet tatsächlich den neuen „spätidealistischen“ Ansatz, vor allem im Verhältnis zur logizistisch-pantheistischen Spekulation Hegels; er will die christliche Wendung des spekulativen Idealismus verwirklichen. Allerdings trägt dieser Personalismus mehrere, zunächst heterogene Tendenzen in sich: die Verselbständigung und Verstärkung des Christlich-Religiösen von der einen, das Eingehen auf die moderne, mehr empiristische und psychologische (sogar parapsychologische) Einstellung von der andern Seite aus. Es ist klar, daß daraus Schwierigkeiten erwachsen. Die Verfasserin deutet sie an, indem sie bei Fichte und Weisse das Doppelziel feststellt: „einen realen, d. h. auf irdische Analogie begründeten Begriff göttlicher Persönlichkeit zu geben und den Wert des Endlichen als eines Selbständigen und Freien trotz seiner Abhängigkeit von dem absoluten Seinsgrund zu wahren“ (S. 128). Der Personalismus gilt demnach sowohl der menschlich-geschichtlichen Welt wie dem Absoluten, Gott selbst, und zwar so, daß bei Fichte mehr Natur- und Menschenleben, bei Weisse mehr der metaphysische Gehalt des Christentums die Ausgangsfläche bietet. Die Möglichkeit, so verschiedene Tendenzen zu vereinigen, muß in der Struktur des Begriffs „Persönlichkeit“ aufgewiesen werden. Beide Philosophen bilden den Begriff zunächst spekulativ-ontologisch. Der Gegensatz zu einem andern, an den man zunächst bei „Persönlichkeit“ denkt, ist mitkonstitutiv; aber so, daß er sich bei Menschen auf andere Individuen, bei Gott auf die Unendlichkeit in Ihm selbst (Fichte: auf die ideale Urbildwelt in Gott, Weisse: auf die innergöttliche Trinität) bezieht. Daher ist der Begriff sowohl für die Menschen wie für Gott möglich; in vollem Sinn ist er allerdings nur für Gott möglich, weil nur in Ihm das volle Wissen um sich selbst und volle Selbstbestimmung vorhanden ist. So wird Persönlichkeit hier aus einem bloßen empirischen Begriff (vgl. Strauß und Biedermann) zu einem Normbegriff; sie erhält ihre schärfste Ausprägung in dem Begriff der sittlichen Persönlichkeit, die in der Hingabe an die ethischen Ideen und die Gemeinschaft, zutiefst an den heiligen Willen Gottes, gewonnen wird. — Die Verfasserin stellt Sinn und Tragweite dieser Gedanken ausführlich und zuverlässig dar; sie verschweigt auch nicht die Unklarheiten und Künsteleien, die sich dabei ergeben. Doch hätte sie m. E. mit der zeitgeschichtlichen und sachkritischen Beleuchtung erheblich weiter gehen sollen; sie hätte dadurch auch die Lektüre farbiger, bewegter, eindrucksvoller gemacht. Der Gegensatz zwischen dem Erfahrungs- und dem Normbegriff der Persönlichkeit wird nicht scharf genug herausgearbeitet. Und es wird nicht deutlich, ob Verf. die Gefahren in voller Klarheit sieht, die der spätidealistischen „Neubegründung des alten Bundes zwischen Spekulation und Christentum“ (S. 6) notwendig anhaften. Nur dann aber, wenn man sie in voller Klarheit sieht, darf man sich vom Spätidealismus in der Richtung auf „einheitliche Weltanschauung“ (S. 3) anregen lassen. Sonst kommen wir von der Scylla einer christlichen Weltanschauungslosigkeit (für viele ist sie ja heute der Nor-

malzustand des Christentums) zu der Charybdis einer nur scheinchristlichen Weltanschauung.

Leipzig.

H. Stephan.

[Bühler, Karl:] Beiträge zur Problemgeschichte der Psychologie. Festschrift zu Karl Bühler's 50. Geburtstag, gewidmet von seinen Mitarbeitern E. Brunswik, Charl. Bühler, H. Hetzer, L. Kardos, E. Köhler, J. Krug, A. Willwoll. Jena: G. Fischer 1929. (V, 258 S. m. 3 Abb. im Text.) gr. 8°. RM 12—; geb. 14—.

Die vorliegende Festschrift vereinigt sechs problemgeschichtliche Arbeiten aus Gebieten, zu deren Entwicklung K. Bühler Wesentliches beigetragen hat.

1. Ludwig Kardos, Die „Konstanz“ phänomenaler Dingmomente. Tatsachen wie die, daß wir bei Wechsel der Beleuchtung die Dinge doch in fast konstanten Farben sehen, bereiten der Erklärung Schwierigkeiten, da hier Dingmomente (zweckmäßigerweise) annähernd so wahrgenommen werden, wie es ihren konstanten, von den zufälligen Wahrnehmungsverhältnissen unabhängigen Eigenschaften entspricht, während eine Korrespondenz des bewußten Phänomens mit dem jeweiligen Netzhautreiz zu erwarten wäre. Kardos verfolgt den Gang der exper. Forschung und der Theoriebildung, indem er zugleich selbst die Fragen theoretisch zu fördern sucht. Eine gesicherte Erklärung liegt noch nicht vor.

2. Egon Brunswik, Prinzipienfragen der Gestaltpsychologie. Die neuere Psychologie entdeckte, daß uns im Psychischen Ganzheiten gegeben sind. „Gestalten“ in diesem Sinne sind noch etwas anderes als Summen von Elementen (eine Melodie z. B.), sie können sich erhalten bei Verschiebung ihrer Elemente (Transponierbarkeit), sie sind als Ganzheiten realwirksam und bestimmen den Charakter ihrer Teile. Brunswik beschäftigt sich nach einem Überblick über die Vorgeschichte und die Entdeckung des modernen Gestaltbegriffs in eingehender Kritik mit den Kontroversen, die sich an die Einführung des Gestaltbegriffs angeschlossen haben. In der Frage nach der Gestaltentstehung z. B. streiten die „psychistischen“ Theorien, nach welchen die Ganzheiten durch „zusammenfassende“ psychische Faktoren sekundär aus Elementen gebildet werden, mit denjenigen Theorien, für die das Erlebnisganze schon primär da ist (so die Gestaltpsychologen im engeren Sinne, Wertheimer, Köhler, Koffka usw.). Beide Theorien haben Beobachtungen für sich, so daß sich Brunswik mit Bühler im Sinne eines „teils-teils“ entscheidet. — Das Problem des physiologischen Korrelats der Gestaltphänomene führte Köhler zu der angeblichen Entdeckung ganzheitlicher Gebilde schon im Physikalischen und zu einer physikalisch-gestalttheoretischen Auffassung der Lebensvorgänge. Auf Driesch's Kritik gestützt weist Brunswik diesen Versuch ab als das Wesen echter biologischer Ganzheiten verkennend. Doch hält er in Einzelfragen der physiologischen Repräsentanz von Gestalteeigenschaften die Köhlerschen Gesichtspunkte für diskutabel. — Die mehrfach versuchte Zurückführung auch des eigentlich Geistigen (Sinnerfassung usw.) auf Gestaltphänomene lehnt Brunswik im Anschluß an Bühler und Lindworsky ab. — In der Frage nach dem Verhältnis von Leib und Seele neigt er zu einem auf die anschaulichen Gegebenheiten beschränkten Parallelismus im Sinne Lindworskys.

3. Alexander Willwoll, Über das Verhältnis von Anschauung und Denken. Der Verfasser zeigt, wie die genannte Frage zu zwei Thesen geführt hat: A) Das Begriffserlebnis ist in anschauliches Erleben (dingliche Vorstellungen, Wortbilder, Schemata) eingebaut und von ihm abhängig. B) Dennoch überragt und beherrscht das Unanschauliche im Begriffserlebnis (Beziehungswissen usw.) die anschaulichen Faktoren. — Wortloses Denken ist nachweisbar, doch hat das Wort als Kristallisationspunkt der Bedeutungskomplexe eine notwendige Funktion im Denken. — Die Untersuchungen der Lindworsky-Schule führten zu einer Schichtentheorie: Schichten konkret-anschaulicher Vorstellungen gehen all-

mählich über in solche eines unfarbigen, abstrakten Sachverhaltenswissens.

4. Elsa Köhler, *Kindersprache und Begriffsbildung*. Die Verfasserin verfolgt die allmähliche Vertiefung des Problems. W. Preyer, der das Problem der Begriffsbildung beim Kinde zuerst erkennt und benennt, setzt den Begriff in einem zu frühen Stadium des Kindes an. W. Ament untersucht die Entstehung des Begriffs aus primitiveren Bewußtseinszuständen. E. F. W. Meumann fragt im Anschluß an Wundt nach den Motiven der ersten Worte und findet sie im Begehren. Die Frage nach dem Zusammenwirken von Vorstellung, Gefühl und Willen beim Entstehen der ersten Wortbedeutungen blieb seitdem ein Leitmotiv der Forschung. — Die neue Denkpsychologie ermöglichte es W. Stern, Sprach- und Denkentwicklung getrennt zu untersuchen. K. Bühler zeigte, wie Wahrnehmung und Sprachverständnis bei der Begriffsbildung zusammenwirken. — J. Piaget zog psychoanalytische Kategorien heran.

5. Charlotte Bühler und Hildegard Hetzer, *Zur Geschichte der Kinderpsychologie*. Die Arbeit will in ihrem (mit chronologischen Tabellen der Autoren, sowie der Zeitschriften- und Institutsgründungen ausgestatteten) Überblick zugleich die wirksamen Tendenzen herausarbeiten. Nach einem ersten Aufschwung (Comenius, Locke, Rousseau, Pestalozzi, Jean Paul) führte Kants Moralismus und Herbarts konstruktive Psychologie zu einem Rückschlag. Erst mit Preyer (1882) beginnt empirische Forschung auf breiter Grundlage, geführt von naturwissenschaftlich geschultem Tatsachensinn, vorläufig gipfelnd in K. Bühlers Werk „Die geistige Entwicklung des Kindes“, vierte Auflage 1924. Die Fehler dieser Periode (Überschätzung des Kausal-Mechanischen und Zufällig-Einzeln, einseitige Bevorzugung der intellektuellen Seite des Seelischen, vorübergehend auch Problemverengung, durch zu nahen Anschluß an die pädagogische Praxis) sucht die neueste Forschung zu überwinden.

6. Josef Krug, *Zur Sprachtheorie*. Die Untersuchung konfrontiert die Sprachtheorien von A. Meinong und K. Bühler. Meinong unterscheidet an sprachlichen Gebilden Ausdruck und Bedeutung. Er analysiert die „statische“ Struktur außerhalb des Lebenszusammenhangs. Bühler untersucht die Sprache „dynamisch-biologisch“ nach ihrer Leistung im Leben und findet eine dreifache Funktion: Kundgabe, Verständnisauslösung, Darstellung. Krug zeigt, indem er die beiderseitigen Begriffe und Tendenzen scharf herausarbeitet, wie beide Auffassungen sich ergänzen.

Berlin.

A. v. Sybel.

Archiv für Religionspsychologie und Seelenführung, hrsg. von Werner Gruehn. 4. Bd. Leipzig: E. Pfeiffer 1929. (VIII, 410 S. m. 2 Taf.) gr. 8°. RM 18—; geb. 20—.

Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges hatte Wilh. Stählin (damals Pfarrer in Nürnberg, jetzt Professor der praktischen Theologie in Münster) das „Archiv für Religionspsychologie“ begründet. Der erste Band war im Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen, 1914 erschienen. Nach der Unterbrechung durch den Krieg und die erste Nachkriegszeit war es Stählin doch möglich gewesen, im Jahre 1921 ein einheitliches als „zweiter und dritter Band“ bezeichnetes Buch folgen zu lassen. Aber die dann einsetzende Inflation vermochte das Unternehmen nicht zu überstehen. Jetzt hat Professor Werner Gruehn aus der Schule Karl Girgensohns einen neuen Anfang gemacht.

Ein „Vorwort“ entstammt der Feder des ersten Herausgebers. Mit ihm hatte ich früher über die grundsätzliche Haltung des Archivs eine kleine Kontroverse gehabt. Einige seiner programmatischen Äußerungen gaben mir Anlaß, vor der Gefahr zu warnen, durch einseitige Betonung der empirisch-experimentellen Psychologie in eine psychologistische Denkweise zu geraten. (Vgl. Bd. II u. III., S. 200 ff.) Um so mehr freue ich

mich, der jetzigen Darlegung Stählins ohne Vorbehalt zustimmen zu können, und zwar in der doppelten Richtung, die ihm am Herzen liegt. Er lehnt jetzt selbst alle psychologistischen Verschiebungen, die der früheren Mentalität nur gar zu nahe gelegen hätten, grundsätzlich ab. Er betont aber nach der anderen Seite hin auch sehr mit Recht, daß heute zum Teil die entgegengesetzte Gefahr drohe, daß man nämlich die Wirklichkeit des religiösen Lebens und die seelische Wirklichkeit überhaupt nicht beachtet.

Der neue Herausgeber ergänzt dieses Vorwort durch eine Einführung in „die empirische Religionsforschung der Gegenwart“. Soweit sich auch diese Einführung auf der von Stählin eingeschlagenen Linie hält, stimme ich daher wiederum grundsätzlich zu. Ganz so eindeutig wie bei Stählin ist freilich bei Gruehn der Sachverhalt nicht. Es muß ernstlich gefragt werden, ob er nicht die Girgensohnsche Arbeitsweise, deren Verdienstlichkeit nicht verkannt werden soll, doch stark überschätzt.

Dabei wirkt in eigenartiger Problemverschlingung noch ein anderer Umstand mit ein, nämlich die einseitige und daher irreführende Terminologie G.'s. Es ist gewiß berechtigt, die empirische, eventuell auch die empirisch-experimentelle Religionspsychologie als besonderes Forschungsgebiet abzusondern. Aber es ist weder historisch, noch sachlich berechtigt, den Begriff „religionspsychologisch“ überhaupt auf jenes Gebiet zu beschränken. Denn in der theologischen Systematik wird dieser Begriff sachgemäß zur Bezeichnung derjenigen methodischen Einstellung verwendet, die das Korrelatverhältnis von fides quae creditur und fides qua creditur zum Ansatz ihrer Problemstellung und Problembehandlung macht. Das führt keineswegs, wie G. meint, zu einem halb metaphysischen Begriff der Religionspsychologie. Ich darf und muß mich hier darauf beschränken, zur Begründung dieses Urteils auf meinen Abriß der Methoden der religionspsychologischen Arbeit in Heft 22 des großen Abderhaldenschen Sammelwerkes über biologische Arbeitsmethoden zu verweisen (Berlin, Urban und Schwarzenberg). Vielmehr ermöglicht gerade diese Position, daß auch in der theologischen Systematik die Forschungen der empirischen Religionspsychologie unbefangen beachtet und verwertet werden. Tatsächlich besteht ja auch zwischen den beiden Hauptformen religionspsychologischer Arbeit bei aller Verschiedenartigkeit ihrer Prinzipien doch an einem Punkt eine bedeutsame Analogie und Berührung. Das ist die Intention auf die Berücksichtigung der psychologischen Struktur des religiösen Bewußtseins und auf das Durchstoßen von den peripherischen Ausdrucksformen in die Tiefenschicht des religiösen Glaubens.

Dem Herausgeber gehört noch eine Abhandlung „Seelsorgerliche Analysen“ an. Außerdem seien genannt: Carl Schneider, Studien zur Mannigfaltigkeit des religiösen Erlebens; ein Beitrag zur Psychologie der individuellen Differenzen auf experimenteller Grundlage. E. Nobiling: Der Gottesgedanke bei Kindern und Jugendlichen; ein Beitrag zur religiösen Psychologie des 10. bis 20. Lebensjahres. — W. Knuth, Die Psychologie des Konfirmandenalters in ihrer Bedeutung für den Konfirmandenunterricht. — F. Kapp, Zur psychischen Hygiene.

Das Verhältnis des neuen Archivs zu der von Prof. Karl Beth seit 1926 herausgegebenen „Zeitschrift für Religionspsychologie“ (jetzt im Verlag C. L. Ungelenk, Dresden) sucht G. durch die Stichworte „populär“ für die letztere, „strenger wissenschaftlich“ für das Archiv zu bestimmen. Indes das ist eine so nicht zutreffende Charakteristik von dem oben schon gekennzeichneten Standpunkt aus, der das Experiment zum entscheidenden Kriterium der Wissenschaftlichkeit religionspsychologischer Arbeit macht. Dies letztere lehnt Beth's Zeitschrift ab. Hierin allein besteht, auf den Tatbestand gesehen, der grundsätzliche Unterschied der beiden Organe.

Kurz notiert sei noch ein seltsames Versehen auf S. 238. Meine deutsche Bearbeitung von William James'